

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

4 / 2013

Brunnenthal, November 2013

Wir können das Leben nicht anhalten, aber wir können anhalten und leben!

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Irgendwann und irgendwo habe ich den obigen Satz gelesen. Ich weiß nicht, wer ihn gesagt oder geschrieben hat.

Er hat mich angesprochen, gerade auch deshalb, weil mir ständig die Zeit

zwischen den Fingern zerrinnt, mir jeder Tag zu kurz wird, so vieles offen oder liegen bleibt, was durchaus nicht belanglos ist, weil ich so viele bisweilen einmalige und nie wiederkehrende Chancen nicht nützen kann...

Auch weil man versucht ist, der rundum erfolgenden immer weiter vorangetriebenen Beschleunigung zu erliegen, um noch mitzukommen und nicht irgendwo auf dem Abstellgeleise zu landen...

Ja – und weil man, je näher man dem Ende kommt, in dem ganzen Getriebenwerden das Leben gerne wenigstens dann und wann anhalten möchte.

Verweile Augenblick...!

Der Augenblick verweilt nicht, aber wir können in unserer Betriebsamkeit und Unruhe anhalten, in den folgenden Augenblicken verweilen, einem Gedanken nachsinnen, ihm Zeit und Raum geben sich zu entwickeln...

Wir können anhalten und in einem guten, befreienden, heilenden, erhebenden, beglückenden Gefühl verweilen und darauf achten, dass es sich vertieft, uns völlig durchdringt und unser ganzes Wesen erfasst...

Wir können anhalten und in der Betrachtung der unzähligen uns umgebenden Schönheiten der Natur verweilen, den Duft einer Blume einsaugen, die Zärtlichkeit einer sich anschmiegenden und schnurrenden Katze genießen...

Wir können aber auch anhalten, um endlich wahrzunehmen, was unser oft so gedankenloses Verhalten der Natur antut, um mehr Verständnis zu entwickeln und unser Verhalten zu ändern...

Wir können anhalten und Erinnerungen aufsteigen lassen aus dem Schatz unseres Lebens und dafür danken, denn vieles ist uns unverdient zugefallen und vieles ist uns nur gelungen, weil andere ihren Teil dazu beigetragen haben...

Wir können anhalten und uns über dies oder jenes der Trauer oder der Freude hingeben oder unsere Fragen und Zweifel einmal gründlich ansehen und uns den wesentlichen und viel zu wenig beachteten grundlegenden Fragen unseres Lebens stellen, aufmerksam und achtsam werden – und feststellen, wie uns, sobald wir äußerlich und innerlich zur Ruhe kommen, Antworten zufallen, an die wir noch nie gedacht haben...

Wir können anhalten – und auf einmal zu einem tiefen und dankbaren Staunen gelangen...

Und damit erst richtig zu leben beginnen.

In so einem Anhalten und Verweilen kann uns der Text von *Ulrich Schaffer* eine neue Vision eröffnen.

Weil du einmalig bist

*Kannst du dir vorstellen,
jetzt, in deinem Alter,
noch neue Handlungen zu entwickeln,
ungewohnte Einstellungen zu üben,
und nicht schon im Voraus zu wissen,
wie es am besten geht?
Oder hast du dich so festgelegt
und festlegen lassen,
dass jede Veränderung dir zu anstrengend ist?*

*Kannst du dich noch in Frage stellen,
dich herausfordern, etwas Neues wagen,
anstatt dich immer nur zu wiederholen?*

Lass dich von dir selbst überraschen!

*In dir gibt es noch
Reichtum an Unerschlossenem,
Wirklichkeiten, die erlebt werden wollen,
Gedanken, die in Taten umgesetzt werden
wollen.*

Kannst du noch aufbrechen?

Zu all dem müssen wir erst einmal anhalten und äußerlich und innerlich zur Ruhe kommen.

Frage: Wollen wir das? Dürfen wir es? Können wir es überhaupt noch?

Ein von uns unterstützter afrikanischer Priester in Kamerun schrieb mir eine längere Geschichte.

Es geht darin darum, dass der Teufel eine tiefere Beziehung der Christen zu Jesus verhindern will und dazu den Dämonen die Anweisung gibt, die Christen pausenlos zu beschäftigen, mit allem Möglichen und mit allen Mitteln abzulenken und sie niemals zur Ruhe kommen zu lassen. Er zeigt ihnen an vielen Beispielen, wie und womit sie das leicht erreichen können.

Ich denke, wir brauchen dazu gar keinen Oberteufel, keine Unterteufel und keine Dämonen.

Die Menschen besorgen das von sich aus.

Es geht in allem, auch bei allen an sich noch so guten Erfindungen um deren vernünftigen Gebrauch mit rechtem Maß und Ziel – und das schaffen die Wenigsten.

Ich greife nur ein Beispiel heraus: das Handy. In den *O. Ö. Nachrichten* (7.9.2013) war dazu ein interessanter Bericht über eine Studie zu lesen.

Diese ergab, dass etwas mehr als die Hälfte der Österreicher das Handy stets bei sich trägt, bei den Jugendlichen sind es fast Dreiviertel. Daran wäre noch nichts auszusetzen, denn ein Handy in der Tasche kann und wird oft sehr gute Dienste leisten, ja kann lebensrettend sein. Aber rund um die Uhr andere erreichen zu können und selber erreicht werden zu können, erfordert, dass man das Instrument beherrscht und sich nicht von dessen Möglichkeiten beherrschen lässt. Da schaut es allerdings nicht verheißungsvoll aus.

Knapp 10% der Österreicher verschicken rund 10 SMS pro Tag, unter 30-Jährige mehr als 20. Mehr als die Hälfte der Österreicher schauen vor dem Schlafengehen noch aufs Handy, Dreiviertel gelegentlich.

57% empfinden es als ärgerlich, wenn sie das Handy zu Hause vergessen, fast 20% als sehr störend, nur für 11,8% ist es unerheblich.

Man sollte meinen, dass persönliche partnerschaftliche Beziehungen beim Scheitern wenigstens mit einer kurzen persönlichen Aussprache beendet werden, um nicht zusätzliche Kränkungen und seelische Verletzungen zu hinterlassen. Dem ist nicht unbedingt so, denn fast 9% der Befragten haben das bereits einmal so im Handumdrehen per Handy gemacht, 1,6% sogar schon mehrmals.

Die Frage nach der Achtung und dem Mitgefühl gegenüber einem zuvor doch vertrauten Menschen ist da wohl nicht aus der Luft gegriffen.

Dass etwa ein Drittel der Befragten zumindest gelegentlich während eines Gespräches auf ihr Handy schauen, ob sich dort Nachrichten befinden, ist zumindest unhöflich. Auch hier fragt es sich, wie ernst so jemand ein Gespräch und seine Gesprächspartner nimmt und welche Achtung er vor ihnen hat.

Wie viele trotz des Verbotes während des Autofahrens mit dem Handy telefonieren, war

in dem Bericht nicht angeführt. Es sind jedenfalls nach wie vor viele.

Ich traute dann aber meinen Augen nicht, als in dem Bericht zu lesen war, dass man während des Fahrens SMS schreibt!

Dass 38% der Befragten zugaben, zumindest gelegentlich während es Autofahrens SMS geschrieben zu haben, ein Viertel dies sogar regelmäßig macht, ist nicht bloß gefährlich, sondern unverantwortlich. Da befindet sich jemand bereits auf der kriminellen Seite.

Und wenn jemand auf diese Weise einen Unfall verursacht? Dann kann man so wie inzwischen fast bei allem durch verkehrtes Denken, Reden oder Handeln heraufbeschworenem Unheil hören, man habe leider einen Fehler gemacht. Das hat man sicher, aber man ist dadurch auch vor sich selbst, an anderen und vor Gott schuldig geworden!

Es gibt viele Situationen, in denen jemand mehr oder weniger wichtig oder unbedingt nötig erreichbar sein soll oder sein muss oder andere etwa bei Rücksprachen oder in Gefahr erreichen soll oder erreichen muss.

Aber es gilt beim Gebrauch des Handys so wie in allem: Das Böse beginnt meist mit der Übertreibung des Guten.

In den *O.Ö. Nachrichten* (18.9.2013) war ein Artikel mit dem Titel „*Volksleiden iPad-Schulter, Mausarm und Handyfinger*“ zu lesen. Dieser begann wie folgt: *Computer und Handys sind tolle Geräte, die man viel zu viel benützt. „Bei den Jugendlichen ist ein Belastungszeitraum von 15 Stunden am Tag oft keine Seltenheit“, sagt der Physiotherapeut Emil Igelsböck, Studienleiter an der Fachhochschule für Gesundheitsberufe Oberösterreich... Studien haben den Beschwerden bereits die*

klingenden Namen iPad-Schulter, Mausarm und Handyfinger gegeben.

Wenn das rechte Maß und Ziel aus den Augen verloren werden, kippt noch so Gutes ins Böse, Heilsames ins Unheil, Sinnvolles ins Unsinnige, Aufbauendes in Zerstörung etc.

Wer pausenlos erreichbar sein will, ruiniert sich selbst, wer von anderen erwartet oder gar verlangt, dass sie rund um die Uhr zu erreichen sein sollen oder müssen, geht denen zumindest auf die Nerven oder macht die Beziehung kaputt.

Es bedeutet das Aus für die persönliche Freiheit. Abhängigkeiten schaffen Druck und dieser erzeugt oft Aggressivität, psychosomatische Erkrankungen etc. etc.

Wer selbst nicht mehr anhalten und zur Ruhe kommen kann oder will und / oder wer anderen dies unmöglich macht, trägt maßgeblich zu vielen negativen Entwicklungen bei. Es ist eine Art von Sucht und Süchte haben noch nie eine gute Lebensqualität hervorgebracht.

Darum: Man muss nicht alles mitmachen, was gerade „in“ ist.

Oft zahlt es sich aus, wenn statt „in“ zu sein lieber „out“ bleibt.

Man braucht dazu bloß etwas Hausverstand und Courage.

Die Entschleunigung ist als eine wichtige Form der Selbst- und Nächstenliebe ernst zu nehmen.

Statt sich einer ständigen Beschleunigung zu unterwerfen, bedarf es vor allem des eigenen Denkens und der eigenen Entscheidung zum Verzicht.

Sobald daraus die Überzeugung wächst, dass man damit mehr gewinnt als verliert, dürfte es nicht mehr allzu schwer fallen.

Kommt doch noch Bewegung in Erstarretes?

Anfang September erregte der damals erst designierte neue Staatssekretär des Vatikans, *Pietro Parolin*, Aufsehen, als er die Fragen um den Zölibat als diskutierfähig bezeichnete, weil es sich dabei um kein Dogma, sondern um eine kirchliche Tradition und eine kirchenrechtliche Verfügung handle.

Seine Begründung umfasst wesentliche Voraussetzungen: Treue zum Willen Gottes und zur Geschichte der Kirche, sowie Offen-

heit für die Zeichen der Zeit. Die drei genannten Gründe sind zu befragen und dazu noch einige weitere.

Die Treue zum Willen Gottes: Worin besteht der Wille Gottes? Wer weiß diesen Willen Gottes? Wer kann ihn daher auch authentisch auslegen? Es ist schließlich im Laufe der Kirchengeschichte schon vieles als Gottes Willen bezeichnet und die strikte Befolgung

von so manchem verlangt worden, was mit dem tatsächlichen Willen Gottes bei ehrlicher Betrachtung wohl wenig oder nichts zu tun hatte oder ihm direkt zuwiderlief.

Am ehesten kann uns Gottes Wille im Blick auf Jesus aufgehen, denn er lebte, lehrte und wirkte stets in Einheit mit dem Vater. Seine erste Frage war stets: Was will der Vater?

Die Treue zur Geschichte der Kirche: Da gilt es zu unterscheiden, denn die Geschichte der Kirche ist kein homogenes Ganzes, sondern voller Widersprüche und gegensätzlicher Auffassungen, auch eine kaum entwirrbare Mischung von Wahrheit und Irrtum, Heiligkeit und Sünde etc.

Also: Welchen Grundlagen, Entwicklungen, Entscheidungen etc. ist die Treue zu halten und welche sind als den Vorgaben Jesu und dem (wahrscheinlichen) Willen Gottes widersprechend zu verabschieden?

Offenheit für die Zeichen der Zeit: Die Zeichen der Zeit wurden in der Vergangenheit allzu oft einseitig als bedenklicher, gefährlicher und daher abzulehnender Zeitgeist abgestempelt. Die gegnerische Einstellung der Päpste Pius IX. und Pius X. gegenüber der modernen Welt wurde zwar von Johannes XXIII. verändert und im Konzil aufgebrochen, aber überwunden wurde sie in der Kirche nur teilweise. Das zeigte z.B. die gleichzeitige Seligsprechung von Pius IX und Johannes XXIII.

Jesu Klage, dass seine Zeitgenossen die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wüssten (vgl. Lk 12, 54–57), gilt auch heute noch in vielem. Um die Zeichen der Zeit richtig zu deuten, bedarf es der Leitung durch den Heiligen Geist, denn die Kirchengeschichte beweist deutlich genug, dass man oft nicht beachtete, welche Geistes Kind bestimmte Zeichen der Zeit waren. So ist man immer wieder Irrlichtern

gefolgt und hat die von Gott gesetzten Zeichen nicht wahrhaben wollen.

Wesentlich wäre die Beachtung der Grundfrage Jesu bei seinem Handeln: Was ist gut und was tut den Menschen gut?

Grundsätzlich gilt also in allem: Was in sich gut ist und den Menschen gut tut, das ist zu tun, was nicht gut ist und / oder ihnen nicht gut tut, das ist zu unterlassen.

Nicht nur beim Zölibat, sondern in vielen anderen Bereichen ist dies nicht einfach eine mit Ja oder Nein zu beantwortende Frage, sondern eine oft sehr vielschichtige und mit anderen Fragen oder Problemen vernetzte. Das Leben ist eben bunt und nicht bloß schwarz – weiß.

Dazu muss der Rang der Werte und der Notwendigkeit beachtet werden, denn nicht alles ist gleichrangig an Wert und Wichtigkeit, weder für jeden Einzelnen noch für jede Gemeinschaft.

Schließlich wäre noch etwas, was in der Kirche leider nicht selbstverständlich ist, sondern gewöhnlich nicht stattfindet: Die Betroffenen sind vor Entscheidungen zu hören und ernst zu nehmen. In einer von Jesus als geschwisterlich gedachten und gewollten Gemeinschaft müssen Entscheidungen, welche Menschen in ihrem Leben und ihrer Lebensgestaltung maßgeblich betreffen, auch mit diesen besprochen und entschieden werden. Ein Diktat von oben entspricht auf keinen Fall dem Evangelium, wurde und wird aber als selbstverständlich für eine hierarchisch strukturierte Kirche betrachtet.

Je weiter nach oben umso mehr meint man leider immer noch, dass die lehrende Kirche bloß zu lehren, aber nicht zuerst zu hören, und dass die hörende Kirche bloß zu hören, aber nichts mitzureden hat.

Nur so weiter in der Selbstentwertung?

In jenen Tagen sprach Jesus zu denen, die ihm zuhörten:

„Erkennt und bedenkt, wie Gott zu euch steht! Er geht gerade denen nach, die sich verrannt haben und sucht sie wie ein Hirt sein entlaufenes Schaf und eine arme Frau ihr verlorenes Geldstück. Er hält Ausschau wie ein

liebvoller Vater, ob sein abgehauener Sohn, in dem sogar dessen Bruder nur einen Taugenichts zu sehen imstande ist, nicht doch wieder heimkehrt. Sieht er ihn kommen, läuft er ihm entgegen, umarmt und küsst ihn und lässt ein Freudenfest bereiten.

Stellt euch lebendig vor, was Gott mit euch vorhat!

Das Festmahl ist bereits zugerichtet, aber eben nicht bloß für die Braven, Tadellosen, Gerechten und Frommen, sondern auch für die üblicherweise in der Gesellschaft Ausgegrenzten, die Unterschichtler mit dem Slumgeruch, die Abgeschobenen und Vertriebenen, aber auch für die selbst in verschiedener Weise Schuldiggewordenen. Es ist bereitet auch für all die anderen, die aus Erfahrung wissen, dass sie nicht eingeladen, sondern weggeschickt werden, und die es selbst nie für möglich gehalten haben, auch nur bei einem ganz bescheidenen Fest mit den Gottesfürchtigen und Ordentlichen mithalten zu dürfen.

Ich weiß, dass sich Menschen gewöhnlich nicht vorstellen können, dass jemand sie bedingungslos, ohne Wenn und Aber liebt und sie niemals fallen lässt, sondern ihnen immer die Möglichkeit der Umkehr offen lässt, gleichgültig, was sie alles ausfressen und wie unmöglich sie sich benehmen. Unter Menschen erlebt man das allzu selten, denn da muss man sich gewöhnlich Liebe und Vergebung irgendwie verdienen.

Daher hat man dies auch auf Gott übertragen und behauptet, dass man sich bei ihm ebenso alles verdienen müsse. So hat man auch die vergebende und heilende umfassende Barmherzigkeit Gottes durch eine auf-rechnende ausgleichende Gerechtigkeit ersetzt. Aber man hat keine Ahnung, wer Gott wirklich ist und wie er handelt.

Denn Gott ist ganz anders. Wo er zum Zug kommt, wo sich sein Licht, seine Zuneigung, sein Erbarmen und seine Liebe, seine Wahrheit und Gerechtigkeit ausbreiten, da entwickelt sich ein Leben in Fülle, da greift Freude um sich, da wird alles anders, als ihr es gewohnt seid.

Da sind darum wahrhaft die wegen ihrer Armut von einem gesicherten Leben Ausgeschlossenen, die über die Zustände der Welt Trauernden, die unter Verfolgung Leidenden, die wegen ihres gewaltlosen Vorgehens und wegen ihrer barmherzigen Güte Belächelten, die wegen ihrer Lauterkeit, ihrer Suche nach Gerechtigkeit oder als Friedensstifter als Gutmenschen, Utopisten oder gar als

Verrückte Abgestempelten glücklich zu preisen.

Ihr starrt mich so ungläubig an!

Könnt ihr eurem Denken keine neue Richtung geben? Habt ihr keinen Glauben, kein Vertrauen?

Nichts weiter ist vorerst nötig, als sich eine ganz neue Sichtweise zuzulegen und das ganze Vertrauen in die gute Nachricht zu legen, die ich euch verkünde.

Allerdings, es geht um zu Wichtiges, zu Grundlegendes, zu Entscheidendes, als dass ihr dieses Angebot auf die leichte Schulter nehmen dürft und weiterbummeln könntet wie bisher!

Der beste Hirt erreicht nichts, wenn das verlorene Schaf immer weiter wegläuft statt sich zurückbringen zu lassen. Der liebevollste Vater kann seinen Sohn, der sich verrannt hat, nicht in die Arme schließen und ein Fest feiern, wenn dieser nichts mehr mit dem Vater zu tun haben will.

Ohne Änderung der bisherigen persönlichen Sichtweise, ohne Vertrauen in den Abba und ohne Umkehr geht es nicht, denn Gott ist Liebe und Liebe zwingt niemanden.

Wer all dieses Wunderbaren teilhaftig werden will, der kommt um das Loslassen und um eine klare Entscheidung nicht herum.

Niemand wird über seine Kräfte gefordert, sehr wohl aber nach seinen Kräften herausgefordert, denn es gibt keine wirkliche Veränderung und kein Wachstum ohne Herausforderung.

Wer an seinem Leben hängt und an seinen bisherigen Lebensgewohnheiten festhält, der wird das neue Leben nicht gewinnen und sein festgehaltenes auch noch verlieren.

Wer zu meiner Gemeinschaft gehören will, der muss sich wie bei einem Eheversprechen ganz für mich entscheiden. Er muss das gesamte Alphabet seines Lebens an meiner Seite durchbuchstabieren, in guten und in bösen Tagen. Er darf nicht zwischendurch wieder aussteigen, weil es für ihn unbequem wird.

Wer zu meiner Gemeinschaft gehören will, muss sich an mich binden und dazu muss er frei sein.

Er muss sich daher aus seinen verwandtschaftlichen und sonstigen Bindungen, selbst wenn es sich um heiliggesprochene und

als Gottes Willen ausgegebene alte Traditionen handeln sollte, verabschieden.

Der neue Wein braucht neue Schläuche!

Er kann nicht gleichzeitig auf mehreren Kirtagen tanzen und sich einbilden, er könne gleichzeitig Gott und mehreren anderen Herren nebeneinander dienen.

Er muss sein Besitzdenken und Besitzstreben aufgeben, denn die Gier ist meist der Anfang vielen Unrechts und der Entfremdung Gott gegenüber.

Er muss auf das Streben nach Macht- und Herrschaftsausübung über andere verzichten und sich dazu bequemen, als Erster Letzter und als Gebietender ein allen Dienender zu sein.

Er wird sich nicht mehr aus dem Staub machen können, wenn er gefordert ist, sondern ist als ein vom Geist Gottes Erfüllter dazu berufen, positiv verändernd in einer verdorbenen Gesellschaft zu wirken und Licht in die dunklen Machenschaften der Welt zu bringen. Er ist berufen zu leuchten!

Er wird sich an vielem, was in ist, nicht beteiligen können, sondern um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen gegen den Strom schwimmen müssen.

Er muss damit rechnen, selbst von seinen eigenen Verwandten und Freunden nicht mehr verstanden und angegriffen zu werden, eine Karriere nach unten zu machen statt nach oben, ja unter Umständen um der geforderten Treue willen sein Leben einsetzen zu müssen.

Habe ich damit zu viel verlangt?

Nein, denn niemand ist sich selbst überlassen.

Es ist zwar jeder Mensch so wie der Menschensohn selbst den Mächten dieser Welt und der Finsternis ausgesetzt.

Aber der Heilige Geist ist euch als Beistand und Tröster gegeben. Er wird euch in die Wahrheit einführen, er wird euch nicht ahnungslos ins Verderben laufen lassen, sondern aufdecken, was schief läuft und was euch von Gott trennt.

Er ist stets als Ermöglicher und Ermutiger in euch gegenwärtig.

Gerade in allen Herausforderungen und Gefährdungen und ebenso in eurer Schwachheit werdet ihr immer wieder erfahren, dass ihr von Gottes Geist und Kraft, von der Glut seiner Liebe Erfüllte seid.

Ihr bleibt auch in der scheinbaren Abwesenheit Gottes vom Abba Gehaltene und letztlich durch alle Finsternis hindurch Geführte.

Schenkt meiner guten Nachricht euren vertrauenden Glauben, lasst euch darauf ein und ihr werdet sehen, welche ungeahnte Veränderungen geschehen!

Ich bin doch dazu gekommen, dass ihr nicht bloß etwas vom Leben, sondern das Leben habt, ein Leben in Fülle.

Aufs Ganze gesehen ist nur wenig von euch verlangt.

Gott tut mit Sicherheit das Seine, aber ohne dass auch ihr das Eure tut, bleibt viel Mögliches unerfüllt.

Denkt dazu einmal bloß mit eurem nüchternen Hausverstand nach!

Es hat alles in der Welt seine Voraussetzungen und seine Folgen.

Wer nichts sät, kann auch nichts ernten. Wer Unkraut sät, wird mit Sicherheit kein Getreide ernten.

Wer sich der Einladung zum Fest verweigert, wird eben draußen bleiben.

Von niemandem ist gefordert, von Anfang an meine gesamte Botschaft zu verstehen und zu befolgen.

Lebt einfach das, was ihr von meiner Botschaft verstanden habt, und versucht, sie immer besser zu verstehen und umfassender zu leben!

Bedenkt, dass ich der Weg bin. Niemand muss sofort am Ziel sein und niemand hat den gleichen Weg zu gehen wie andere.

Es kommt darauf an, sich tatsächlich auf den Weg zu machen und Stück für Stück auf diesem Weg zu lernen, zu wachsen. Wer sich nicht auf den Weg macht oder sich den Anforderungen des Weges verweigert, wird auch nicht ans Ziel kommen. Wer sich aber darauf einlässt und so gut er es vermag, den Weg weitergeht, wird Staunenswertes erleben.“

Vielleicht denkst Du nun: In welchem Evangelium steht das?

Du findest es in allen Evangelien. Ich habe es bloß etwas zusammengefasst und in unsere heutige Sprache übertragen.

Fast 2000 Jahre später schreibt Viktor Frankl in „Bergerlebnis und Sinnerfahrung“:

Was mag mich zum Klettern bewogen haben? Offen gesagt die Angst davor, aber oft frage ich meine Patienten, wenn sie sich mit ihren Angstneurosen an mich wenden: Muss man sich denn auch alles von sich gefallen lassen? Kann man nicht stärker sein als die Angst? Hat nicht schon Nestroy in seinem Theaterstück „Judith und Holofernes“ die Frage gestellt: Jetzt bin ich neugierig, wer stärker ist, ich oder ich? Und so habe ich denn auch mich, als ich mich vor dem Klettern fürchtete, gefragt: Ich oder der Schweinehund in mir? Ich kann ihm ja auch trotzen. Gibt es doch etwas im Menschen, das ich einmal bezeichnet habe als die „Trotzmacht des Geistes“ gegenüber Ängsten und Schwächen der Seele.

Der Kampfsport kennt Konkurrenten und Rivalen, aber der Alpinist konkurriert und rivalisiert nur mit einem, und das ist er selbst. Er verlangt etwas von sich, er fordert etwas von sich, eine Leistung – womöglich –, aber auch eine Verzicht-Leistung – wenn nötig. Und damit halten wir genau dort, wo sich der Alpinismus dem Zeitgeist stellt, besser gesagt, wo er den Zeitgeist zur Rede stellt.

Wer verlangt denn heute schon etwas von sich, gar eine Leistung? Und fühlt sich heute nicht jeder überfordert? Jammert heute nicht jeder über den Stress? Dabei vergisst er, dass Hans Seyle, immerhin der Begründer der Lehre vom Stress, ausdrücklich unterscheidet zwischen „distress“ und „eustress“, das heißt, einem krank machenden und einem gesund erhaltenden Stress, und er steht nicht an, den Letzteren geradezu als „the salt of life“, das Salz des Lebens, und ein andermal als „the spice of life“, die Würze des Lebens zu bezeichnen.

Jeder weiß, dass ein Organ, das nicht beansprucht wird, mit der Zeit einer Atrophie anheim fällt, und die Medizin von heute weiß, dass sich nicht nur die Überlastung pathogen auswirkt, eine Krankheit hervorruft, sondern die Entlastung kann das genauso gut...

Stimmt der übliche Weg der Vermeidung von Herausforderung, der Vermeidung und Verminderung von Spannung und stattdessen der Bedürfnisbefriedigung?

Der Mensch braucht aber Spannung, und am meisten braucht er, am zuträglichsten ist ihm jene Spannung, die sich etabliert im polaren Kraftfeld zwischen einem Menschen auf der einen Seite und auf der anderen Seite einem Ziel, das er sich setzt, einer Aufgabe, die er sich wählt, oder – um mit Karl Jaspers zu sprechen – einer „Sache, die er zur seinen macht“.

Und glauben Sie mir, einem erfahrenen Neurologen, wenn es etwas gibt, das dem Menschen über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen vermöchte, dann ist es das Wissen um so etwas wie einen Sinn, der sozusagen darauf wartet, dass man ihn auch erfüllt.

Zufällig kenne ich sehr genau die internationale Literatur betreffend die Psychologie der Kriegsgefangenenlager, und ich kann Ihnen verraten, das wissenschaftliche Forschungsergebnis lautet übereinstimmend: Letzten Endes war die Überlebenschance davon abhängig, ob da einer auf eine Zukunft hin orientiert war, auf eine Aufgabe hin, die er in der Zukunft, in der Freiheit, zu erfüllen gedachte.

Und wie schaut es heute aus?

Weltweit leiden die Menschen, insbesondere junge Menschen, unter einem Sinnlosigkeitsgefühl. Sie besitzen die Lebens-Mittel, die Mittel zum Leben, aber sie entbehren einen Lebens-Zweck, auf den hin zu leben, weiterzuleben, es auch dafürstünde... Ohne Ausrichtung auf Ideale kann der Mensch, kann die Menschheit nicht überleben; aber es schafft eben Spannung, man muss kämpfen können, man muss warten können, mit einem Wort, es bedarf der so genannten Frustrationstoleranz, und die muss man trainiert haben...

Die gesellschaftliche Entwicklung erzeugte und erzeugt aber zunehmend Frustrations-Intoleranz.

Die Folge ist, dass man alles, sofort und gratis haben will, nicht mehr warten oder gar verzichten kann, dass das Mitgefühl mehr und schwindet und das Ich immer mehr dominiert. Und wie stellt es der Mensch an, die Gefahr einer tendenziellen Verwöhnung und Verweichlichung zu bannen, die heraufbeschworen wird von einer technologisch perfektionierten Industriegesellschaft und einer auf totale Bedürfnisbefriedigung abgestellten Konsumgesellschaft?

Es entstehen Gegenbewegungen, um sich herauszufordern, körperlich und geistig.

Aber das ist es ja: Der biologisch unterforderte Mensch arrangiert freiwillig, künstlich und absichtlich Notwendigkeiten höherer Art, indem er aus freien Stücken von sich etwas fordert, sich etwas versagt, auf etwas verzichtet. Inmitten des Wohlstandes sorgt er für Situationen des Notstandes; mitten in einer Überflusgesellschaft beginnt er, sozusagen Inseln der Askese aufzuschütten – und genau darin sehe ich die Funktion, um nicht zu sagen die Mission, des Sports im Allgemeinen und des Alpinismus im Besonderen: Sie sind die moderne, die säkulare Form der Askese...

Beim Klettern sucht der Mensch nicht „den Weg des geringsten Widerstands“, sondern den herausfordernden bis hart an der Grenze des Menschenmöglichen.

Mit anderen Worten, es geht dem Kletterbegeisterten nicht nur um die künstlich kreierte Notwendigkeiten, sondern auch um Möglichkeiten, nämlich insofern, als er herausbekommen möchte, wo die besagte Grenze des Menschenmöglichen eben liegt – er möchte diese Grenze auskundschaften.

Und siehe da, es ergeht ihm dabei so wie dem Horizont, denn mit jedem Schritt, den er auf ihn zugeht, weicht der Horizont vor ihm zurück, in dem Maße, in dem er sich ihm nähert, schiebt er ihn auch schon vor sich her; er schiebt ihn immer mehr hinaus – ganz genau so, wie er, etwa in der Geschichte des „extremen“ und „freien“ Kletterns, die Grenze des Menschenmöglichen hinausgeschoben hat. Indem er diese Grenze aber immer weiter hinausschiebt – wächst er aber auch über sich selbst hinaus...

Noch ein Blick auf Jesus: Es geht in seinen Gleichnissen, aber auch in seinen direkten Aussagen um das „Um-wie-viel-mehr“ im Reich Gottes im Vergleich zur gewohnten Welt!

Jesu Jüngern und Jüngerinnen ging es oft nicht anders als uns. Sie erlebten eine gleichgültige, desinteressierte, nicht verstehende, ablehnende oder gar aggressiv gegnerische Umwelt, es fehlte ihnen an Zuversicht und Glaubenskraft, sie hatten Angst etc. etc.

Jesus versuchte auf vielerlei Weise, ihnen die Augen für beide Wirklichkeiten zu öffnen – die

Welt und das Reich Gottes und damit für ihre Stellung und ihre Aufgabe.

Etwa im Gleichnis vom korrupten Verwalter (Lk 16, 1-8): Wenn schon ein Gauner klug handelt, um wie viel mehr sollten sie klug handeln.

Oder im Gleichnis vom Schatz im Acker und vom Erwerb der kostbaren Perle (Mt 13, 44f): Wenn es sich schon auszahlt, dass einer alles hergibt für einen Geldschatz oder eine Perle, um wie viel mehr zahlt sich ein so totaler Einsatz aus für sie im Dienst am Reich Gottes.

Oder im Gleichnis vom Senfkorn (Mt 13, 31f): Wenn eine solch unbändige Lebens- und Entfaltungskraft in so einem kleinen Samenkorn steckt, um wie viel mehr im Reich Gottes. Also dürfen sie darauf vertrauen.

Im Gleichnis vom anvertrauten Geld (Mt 25, 14-30): Wenn es sich schon auszahlt, mit dem anvertrauten Geld gut zu wirtschaften, um wie viel mehr lohnt sich dann der Einsatz der natürlichen Talente und der vom Geist geschenkten Charismen im Reich Gottes.

Und wie schaut das übliche und eher betrübliche Verhalten der Kirche (brutto von ganz unten bis ganz oben) allzu oft aus?

Ich überlasse es Dir selbst, da etwas genauer hinzuschauen.

Wir sind ja alles so gewohnt, dass es uns gar nicht mehr auffällt, was da alles nicht stimmt.

Ich erinnere mich an 1975, als ich die Pfarre Brunnenthal übernahm.

Bei einem Lokalausgang sagten damals der Diözesanarchitekt, der Finanzdirektor und sein Stellvertreter zum Zustand der Kirche: „Diese Kirche haben wir übersehen, die ist nicht mehr zu retten!“

Und unser guter alter Mesner meinte: „Na ja, a wenig ausweißigt gherst s“

Einfach nur aus Gedankenlosigkeit und Gewöhnung, weil sie schon so lang so ausschaute, dass der desolate Zustand bereits eine Selbstverständlichkeit war?

Oder steckt da mehr dahinter, die so verbreitete Realitätsverweigerung etwa?

Hält man sich in der Kirche von ganz unten bis ganz oben an die Vorstellungen und Aussagen Jesu?

Und wenn das schon als zu extrem erscheint, beachtet man wenigstens die ganz irdischen

Erkenntnisse und Erfahrungen, wie sie Viktor Frankl geschildert hat?

Beschränkt man sich nicht rundum auf einen religiösen, spirituellen und seelsorglichen Minimalismus?

Nur nichts von den Leuten verlangen, sonst könnten wir jemanden abschrecken oder die paar übrig Gebliebenen könnten uns auch noch davon laufen?

Sind wir nicht bereits zu einem liturgischen Verschönerungsverein verkommen, bei dem man als Pfarrer den Zeremonienmeister spielen darf?

Rundum ist zu erleben, auf welchem niederen Niveau wir bereits angelangt sind. Die Mehrzahl der Kirchenmitglieder kann man zumindest als getaufte Ahnungslose, viele auch als getaufte Ungläubige ansehen.

Dass vor allem das europäische Christentum immer rascher an Kraft und Bedeutung für die Gestaltung der Gesellschaft verliert, braucht wohl nicht extra nachgewiesen zu werden. Es ist rundum zu erleben.

Dass es bei gleich bleibender Entwicklung in wenigen Jahrzehnten zur Sektengröße schrumpfen wird, ergibt sich von selbst.

Warum und wie ist es dazu gekommen?

Innere und äußere Ursachen dafür gibt es sicher viele und man kann darüber streiten, was alles mitgespielt hat und mitspielt.

Sicher maßgeblich waren und sind aber wohl die beiden, die ich aufzuzeigen versuchte: Einerseits wurde die Grundbotschaft Jesu vom bedingungslos liebenden und barmherzigen Gott und vom Reich Gottes von einer Unzahl zweitrangiger religiöser Vorstellungen und Normen überwuchert, deren Wichtigkeit

überbetont und ihre Einhaltung mit Rigorismus überwacht, während man andererseits das Herausfordernde an der Botschaft Jesu abschwächte und – wie es Gottfried Bachl treffend formulierte – Jesus in Liebesmarmelade verwandelte.

Man ging vergleichsweise überwiegend so vor wie ein Fußballclub, der zwar eine äußerlich großartige Organisation mit ausgefeilten Regeln aufbaut, dem aber der eigentliche Sinn des Spieles abhanden gekommen ist und dessen Funktionäre es nicht mehr wagen, sich selbst und den Spielern eine dem tatsächlichen Wert des Spieles entsprechende Herausforderung zuzumuten.

Wir werden daher nicht darum herum kommen, einerseits wieder konsequenter die Grundbotschaft Jesu in den Mittelpunkt der Verkündigung und kirchlichen Arbeit zu stellen und andererseits die Courage aufzubringen, den Menschen die für deren Verwirklichung nötigen Herausforderungen zuzumuten.

Ich schließe mich jedenfalls voll und ganz der Aussage eines Mannes an, der sowohl die Verkündigung Jesu vom bedingungslos liebenden und barmherzigen Gott als auch seine Herausforderung zu einem zu dieser Botschaft entsprechendem Leben ernst genommen hat und deshalb jahrelang im kommunistischen Gefängnissen zubringen musste – den Erzbischof von Saigon Kardinal *Van Thuan* (1928 – 2002): *„Christus meint seine Liebe zu ernst, um zuzulassen, dass die Gemeinden in ihren Schwächen versumpfen. Sein Aufruf zur Umkehr ist eindringlich und zeigt seine tiefe Sorge, er ist getragen von seiner Liebe, die, obwohl sie diskret ist, keine Ruhe gibt.“*

Das Konzilsjubiläum ist weder mürrisch zu begehen noch aufwendig zu feiern

Wer das Konzil am liebsten als bedauerlichen Unfall der Geschichte entsorgen möchte, wird über das mürrische Begehen kaum hinauskommen. Dass es bis in die höchsten Ränge der Kirche solche Personen und Gruppen gibt, braucht nicht lange bewiesen zu werden. *„Man kann nicht leugnen, dass bis in die Kirchengipfel viele die Grundmelodie der Priesterbruderschaft St. Pius X. mitsummen.“*

(Wolfgang Beinert im nachfolgend zitierten Furchheartikel)

Wer das Konzilsjubiläum aufwendig feiern will, muss sich fragen lassen, inwieweit er das damalige Ereignis hochpreist, dabei aber geflissentlich übersieht oder ignoriert, welche gewaltigen Herausforderung er sich hier und jetzt zu stellen hätte, um das für jetzt

nötige Aggiornamento anzugehen. Das Motto des Papstes Johannes XXIII. ist und bleibt schließlich ein stets gültiges und neu anzugehendes, denn das Heute von damals ist längst vorbei und das neue Heute kommt mit jedem Tag neu auf uns zu.

Bei all dem, was das Konzil an Reformen und Zukunftsweisendem beschlossen oder angeregt hat, darf nicht übersehen werden, dass es sich in vielem nur um den einen und anderen bedeutenden Schritt zum Korrigieren und Aufholen des Versäumten handelte oder um dort und da aus der Erstarrung auszubrechen und wieder in Bewegung zu kommen oder tatsächlich in manchem einen Sprung in die Zukunft zu wagen.

In diesem Sprung nach vorwärts war – wie ich schon in den vorausgehenden Rundbriefen dargelegt habe – bereits das Konzil gehemmt und wie z.B. Bischof *Helmut Krätzl* in seinen beiden Büchern „*Im Sprung gehemmt*“ und „*Das Konzil – ein Sprung vorwärts*“ ausführt, erst recht die Kirche in der dem Konzil folgenden Zeit bis heute. Da ging es in so manchem eher wieder hinter das Konzil zurück als vorwärts.

Wer bloß beim Feiern bleibt, für den kann die Beobachtung eines Freundes gelten, der lange in der Begleitung von Priestern tätig war. Er schrieb mir einmal: „Franz, ich frage mich, wie das möglich ist, dass ein Priester jeden Tag Eucharistie feiert und dabei die Wandlungsworte spricht, selbst aber auch in vielen Jahren nicht verwandelt wird!“

Dies gilt wohl auch für die Mitfeiernden bei der Eucharistiefeier. Eine Feier mag noch so schön sein, wenn sich in den Feiernden dabei nichts in Richtung Vertiefung, Gewinn von Weite, Einsicht etc., also von Wachstum bewegt, bleibt sie wirkungslos.

Es geht also beim Konzilsjubiläum um wesentlich mehr als bloß ums Feiern.

Die doppelte Verpflichtung der Kirche: Dem Anfang treu bleiben und die Entwicklung wagen

Bevor wir uns in diesem Rundbrief den Ergebnissen und Aussagen des II. Vatikanischen Konzils zuwenden, ist es

wichtig, einerseits in Anbetracht der unweigerlich erfolgenden Weiterentwicklung und Veränderung der Welt die Frage zu beantworten: Wie hat sich die Kirche gegenüber dem Neuen zu verhalten?

Andererseits muss immer außer Frage stehen, dass die Kirche niemals von der Botschaft Jesu abweichen darf, die historisch von den Aposteln und ihren Schülern in den biblischen Schriften überliefert wurde. Die Apostolizität ist als die für die Kirche immer geltende Voraussetzung für ihr Tun, also für ihre Lehre, Lebensführung und Amtsnachfolge zu beachten.

Der emeritierte Professor für Dogmatik an der Universität in Regensburg *Wolfgang Beinert* hat im Artikel „*Zukunft aus der Perspektive des Heute*“ einige beachtenswerte Punkte vorgelegt (*Die Furche vom 17.1.2013*)

Zum Umgang der Kirche mit dem Neuen in der Geschichte schreibt *Wolfgang Beinert*: „*In den ersten 1500 Jahren hat sie sich sehr unbefangen der Geschichte gestellt, indem sie beherzt den Dialog mit ihnen aufnahm – schon im ersten Jahrhundert mit dem Hellenismus, seit dem siebten Jahrhundert mit dem germanischen Kulturkreis. Seitdem aber hat sie sich namens der Tradition vehement gegen alles Neue gestellt, gegen die Anliegen der Reformatoren, die Resultate der Naturwissenschaft, Technik und Humanwissenschaften, aber auch gegen deren Produkte wie die Eisenbahn, die Gaslaternen und das Familienbad. Zwischen 1850 und 1950 war der „Modernismus“ das vernichtendste Schimpfwort derer, die kirchentreu sein wollten, rigoroser „Antimodernismus“ ihre rettende Medizin. Oder war es nur Traditionalismus?*“

Diese Verweigerung dem Neuen gegenüber und die damit verbundene Antieinstellung und Abkapselung war 1950 nicht abrupt zu Ende, sondern wurde teilweise weiter verfolgt, andererseits aber immer mehr überholt.

Einiges von diesen oft vehement geführten Auseinandersetzungen wurde bereits dargelegt, bei den Ergebnissen des Konzils werden wir wieder darauf stoßen und wir werden schließlich noch anzusehen haben, wie sie auch nach dem Konzil bis heute für reichlich Konfliktstoff sorgten und sorgen.

In meinem Theologiestudium von 1955 bis 1960 unterrichtete z.B. der Moralprofessor 84 Semester, also 42 Jahre lang nach denselben Skripten. Als wir ihn fragten, warum er denn in seinen Ausführungen nicht auf die doch weitgehend veränderte Situation in der Gesellschaft eingehe, antwortete er: „Die Moral der Kirche ändert sich nicht!“

Es stimmt ja, dass die im Willen Gottes und in der Botschaft Jesu grundgelegten moralischen Prinzipien sich nicht ändern, aber das Leben der Menschen und damit die Gesellschaft ändern sich sehr wohl – und das nicht nur ein wenig und dann und wann, sondern gerade in der neueren Zeit grundlegend und stetig. Auf die sich daraus ergebenden Fragen und Probleme sollten wir als junge Priester eine Antwort geben und Lösungen anbieten können. Dazu hätte man sich auf Augenhöhe mit der Welt auseinandersetzen müssen – aber als *societas perfecta*, als vollkommene Gemeinschaft, hatte doch nach der bisherigen Vorstellung nur die Kirche der Welt etwas zu sagen, aber nicht die Welt der Kirche.

Das Gegenteil zu den Vorlesungen in Moraltheologie erlebten wir z.B. in Kosmologie. Der unterrichtende Professor war stets auf dem neuesten Stand der Wissenschaft und es geschah oft, dass er uns bei dem einen oder anderen Kapitel bat: „Was ich euch da früher gesagt habe, streicht bitte durch, es ist überholt...“ Und dann brachte er uns die neuesten Erkenntnisse nahe.

Im Rundbrief habe ich bereits auf Papst Johannes XXIII. hingewiesen, zu dem *Wolfgang Beinert* bemerkt: „*Der alte, eigentlich stockkonservative Papst Johannes XXIII. hatte als Nuntius an wichtigen Standorten wie auch als Diözesanbischof erfahren, dass diese vor allem bei der Kirchenleitung herrschende Grundhaltung die missionarische Aufgabe unmöglich machte.*“

Daraus zog er den Schluss, dass man einerseits der Botschaft Jesu treu bleiben, sie aber andererseits einem *Aggiornamento*, einer Verheutigung unterziehen musste, um von der Welt verstanden und ernst genommen zu werden. Dazu war der Dialog mit der Welt, die Begegnung mit der Gesellschaft auf Augenhöhe Voraussetzung.

An der Frage der Möglichkeit und Notwendigkeit von Neuerungen gegenüber der kirchlichen Überlieferung schieden sich immer schon und scheiden sich die Geister. Was beide Seiten dazu dachten und denken und was sie zur Durchsetzung ihrer Sicht unternahmen und unternehmen, dazu habe ich bereits einiges im Rundbrief 3/2013 geschrieben. Der Streit war jedenfalls voraussehen, ist bis heute nicht ausgestanden und wird sich noch fortsetzen.

Dabei sollte man als grundlegende Einstellung beachten, was *Wolfgang Beinert* rückblickend auf den Anfang der Kirche und vorausblickend auf deren Zukunft schreibt:

„Mitte des ersten Jahrhunderts droht die Einheit der Gemeinde an der Frage zu zerbrechen, ob für die zahlreichen Katechumenen aus dem Heidentum (der griechisch-römischen Religion) die Beachtung der Tora-Gesetze (Beschneidung, Speisevorschriften) nach der Taufe verpflichtend sein müsse.

Selbstverständlich, meinten die Konservativen, die sind von Gott befohlen. Selbstverständlich nicht, meinen die führenden Apostel, Paulus und Petrus (zögerlich), sogar (noch zögerlicher) der strenge Jakobus, denn mit Christus ist das alte Gesetz überholt. Auf der Versammlung von 48 oder 49 wird die Sache nach heftiger Diskussion zugunsten des Neuen entschieden (Apg 15)

Damit war der Weg des Christentums zur Weltkirche frei. Leitend ist also nicht der Ist-Stand des christlichen Potenzials, sondern das Soll, die Welt-Mission (Mt 28,18-20). Das war eine Umwälzung sondergleichen. Sie führte zur Trennung der evangelischen von der jüdischen Religiosität.

Die Apostel handeln nach dem Geist ihres Meisters. Scheinbar sind seine Äußerungen verwirrend: Kein Jota von Gesetz darf sich ändern, verkündet er (Mt 5,18) - und dann wirft er alle ehrwürdigen Sabbatgesetze mir nichts dir nichts über den Haufen (Mk 2,26). Ihm geht es überhaupt nicht um Altes oder Neues; er will die Ursprungstreue, d.h. die Durchsetzung des Schöpfungswillens seines Vaters.

Es soll sein „wie am Anfang“ – das aber lässt sich z.B. von der Scheidungspraxis der Juden nicht behaupten (Mt 19,9). So wird (damals zugunsten der Frau) das Trennungsverbot eingeschränkt. Jesu Programm ist weder

Tradition noch Progression, sondern Treue gegenüber Gott. Dementsprechend ist seine Zukunftsperspektive auch nicht Bewahrung oder Veränderung, sondern der Wille, dem Ursprung Zukunft zu geben. Das daraus abgeleitete Handeln kann dann, je nachdem, revolutionär oder traditionalistisch anmuten. Diese Kategorien greifen nicht mehr.

Verwirklichung der Apostolizität bedeutet demnach: Wie Jesus und wie seine ersten Jünger die Botschaft vom Reich Gottes auf dem Gang durch die Geschichte realisieren, also Sachgerechtigkeit gegenüber dem Evangelium mit der Zeitverbundenheit der Adressaten in eine glückliche Synthese bringen. Die Marschzahl der Kirche ist gerade

wegen ihrer Pflicht zur Traditionstreue die Zukunft aus der Perspektive des Heute, also „aggiornamento“.

Das Konzilsjubiläum ist weder bloß mürrisch zu begehen noch aufwendig zu feiern. Vielmehr müssen wir uns neuerlich den Impulsen der Kirchenversammlung aussetzen und sie entsprechend weiterführen. Und vielleicht stünde derlei Haltung auch 2017 an – 500 Jahre nach der Reformation. Würden wir nicht erst so dem Ursprung der kirchlichen Verkündigung gerecht? Ein chinesisches Sprichwort sagt: Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern, die anderen setzen Segel. Die Kirche hat nur die zweite Option.“

Weiterhin Mauern bauen oder doch besser Segel setzen?

Wie bereits aufgezeigt standen sich von Anfang an die „Maurer“ und die „Segler“ gegenüber – und beide waren davon überzeugt, dass möglichst nur auf ihre Weise die Zukunft der Kirche gestaltet werden könne.

Die widersprechenden Sichtweisen und Standpunkte haben mehr oder weniger deutlich die Diskussionen und die letztlich beschlossene Textfassung beeinflusst und geprägt.

Nach dem Konzil hat sich dies natürlich fortgesetzt, denn bestehende Überzeugungen lassen sich auch durch feierlich beschlossene Texte nicht einfach auflösen oder gar in andere Überzeugungen verändern.

Dass sich beim Konzil doch schließlich vorwiegend die „Segler“ durchsetzten, war – wie wir bei der Erstellung der Schemata und der Vorstellung von der kurzen Dauer des Konzils bereits gesehen haben – kein von vornherein zu erwartendes Ergebnis.

Dass sich nach dem Konzil die „Maurer“ eifrig um die Wiederherstellung des Alten bemühten und dabei auch oft erfolgreich waren, haben die „Segler“ teilweise selbst ermöglicht, indem sie die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse der Kurie überließen, statt gleich beim Konzil nicht mehr nachträglich wieder auszubauende Weichen in Richtung auf die kollegiale Leitung der Kirche zu fixieren.

Abgeschlossenes Produktpaket oder Prozesspapiere, die Weiterentwicklung verlangen?

Bevor wir auf einzelne Ergebnisse des II. Vatikanischen Konzils eingehen, ist noch die damals schon und bis heute weit auseinander gehende Vorstellung zu beachten, was die Beschlüsse erreichen sollten, ob ihnen eine statische oder dynamische Bedeutung zukommt und wie daher ihre Verwirklichung auszusehen hat.

Sie können den Abschluss einer Debatte und als Produktpaket die Festlegung auf von nun an für die Zukunft geltende Normen darstellen. Dabei ist zusätzlich zu beachten, ob

die zentrale Kirchenleitung den Inhalt dieses Produktpaketes konsequent zu beachten und zu erfüllen hat oder ob sie es auch wieder aufschnüren und die Inhalte nach ihrer eigenen Vorstellung und gegen die Absichten der Mehrheit der Konzilsväter verändern darf.

Die Beschlüsse können in einer ganz anderen Sicht ebenso als Prozesspapiere einen Anstoß zum Weiterdenken und Weiterentwickeln, also zu einem fortdauernden Aggiornamento, einer nach einer entworfenen Perspektive und

Richtlinie stets neu geforderten Verheutigung bedeuten, weil die Zukunft eine immer neu auf uns zukommende ist, weitgehend unvorhersehbar bleibt und daher auch neue Gestaltungsformen verlangt.

Wenn sich jemand heute auf das Konzil beruft, ist daher unbedingt genau zu beachten, wie er die Ergebnisse des Konzils versteht – als Festlegungen, die man einerseits dem Wortlaut nach zu erfüllen hat, die aber andererseits von der Zentralgewalt auch wieder verändert oder aufgelöst werden dürfen, oder als sehr wohl auch von der Zentralgewalt zu beachtende und einzuhaltende Ansätze und Weisungen für eine Erneuerung und Neugestaltung, die es aber stets weiterzudenken und weiterzuentwickeln gilt.

Die Minderheit am Konzil wollte die alten Festlegungen weiterhin fortschreiben, durch neue ausbauen und die Oberhoheit der Zentralgewalt unantastbar absichern – law and order.

Die Mehrheit – und auch Johannes XXIII. – wollte eine neue Sichtweise von Wesen und

Aufgabe der Kirche und einen neuen Geist für ihre Gestaltung.

Die Auseinandersetzung darüber, was das Konzil tatsächlich wollte und wie die Beschlüsse zu interpretieren und auszuführen sind, hat die Zeit nach dem Konzil geprägt und ist immer noch in vollem Gang.

Wie u. a. Bischof Helmut Krätzl in seinen Büchern ausführt, hat man sich vor allem in der Kirchenleitung in so manchem nicht einmal an die Vorgaben des Konzils als Prozessprodukt gehalten, sondern – mit Berufung darauf, die Weltkirche zu vertreten und durch den päpstlichen Primat auch dazu befugt zu sein – versucht, die Weisungen des Konzils zu übergehen und sogar gegenteilige Entwicklungen zu bestärken.

Bloß kirchenrechtlich gesehen war und ist dies möglich, aber dem Geist des Konzils entsprach und entspricht es sicher nicht.

Die Beschlüsse des Konzils in Bezug auf die Liturgie zeigen in ihrem Werdegang und in ihrer seither geschehenen oder nicht geschehenen Umsetzung sehr deutlich das vorhin aufgezeigte Szenario.

Die Konstitution über die heilige Liturgie – Sacrosanctum Concilium

Der Mailänder Kardinal Giovanni B. Montini, der spätere Papst Paul VI., hatte am 18.10.1962 an Papst Johannes XXIII. geschrieben, dass er eindeutig dagegen sei, noch vor der Beratung der für alles doch grundlegenden Konstitution über die Kirche bereits mit der Konstitution über den Gottesdienst zu beginnen. Zuerst müsse doch das Grundthema Kirche eindeutig herausgestellt werden.

„Und doch war die Liturgiereform das am längsten und intensivsten vorbereitete Projekt des Konzils. Nur deshalb konnte es auch – zur Freude und zum Erschrecken der betroffenen Kommissionsmitglieder – als erstes auf dem Konzil behandelt werden.“ (Otto Hermann Pesch, Das zweite Vatikanische Konzil, Seite 109) Die Liturgiekonstitution wurde zur in der Kirche und darüber hinaus sichtbarsten und spürbarsten Veränderung.

Zuvor nochmals ein Blick zurück

Den Blick zurück auf die Entwicklung und den Zustand der Liturgie, im Besonderen der Feier der Eucharistie, habe ich in Kürze bereits im Rundbrief 1/2013 versucht.

Damit verständlich wird, was sich beim Konzil in diesem Zusammenhang bewegt hat, sei nochmals an das Zuvor erinnert.

In der Liturgie waren 400 Jahre geschichtliche Weiterentwicklung fast spurlos vorbeigegangen.

„So galt für die römische Liturgie noch immer das Brevier von 1568, das Missale von 1570 und das Pontificale von 1588. Die Folge der Reglementierung war die Erstarrung in einem Zeremoniell, das der geistigen Welt des Barock entstammte und das den Straßburger Weihbischof Elchinger während der Debatte zu dem zornigen Satz veranlasste, diese Kette nahezu sinnloser Zeremonien und mechanischer Wiederholungen langweile die junge Generation und sei schuld daran, dass die

Arbeiterschichten sich von der Kirche abgekehrt hätten.“ (Heinz Linerz, Das Konzil hat gesprochen, Seite 63)

Wir lernten im Priesterseminar noch diese alles bis ins Kleinste und Nebensächlichste reichenden Reglementierungen, die z.B. bis in die Fingerhaltung und den Abstand der Hände beim Dominus vobiscum (der Herr sei mit euch) alles genauestens festlegten und die Einhaltung als streng verpflichtend vorschrieben.

Ja noch mehr: *„Die „Gültigkeit“ liturgischer Handlungen war von ihrem korrekten Vollzug durch den Klerus abhängig, ob Zeichen und Symbole dabei verstanden wurden, spielte keine Rolle. Vielfach war deren ursprüngliche Bedeutung bereits verloren gegangen und durch spätere Deutungen überlagert worden... Auch beim gesungenen Hochamt, bei dem der Chor die (lateinischen) Gesänge wie Gloria oder Sanctus übernahm, erhielten diese Texte ihre „Gültigkeit“ erst dadurch, dass sie vom Priester leise mitgesprochen wurden. Weder der Chor noch die Gemeinde selbst hatten eine „echte“ liturgische Rolle.“ (Lesebuch Konzil Seite 37f)*

Diese Vorstellung von „Gültigkeit“ wurde uns im Priesterseminar deutlich eingeschärft und ich habe mich als junger Priester auch daran gehalten. Ich fand es zwar nicht sinnvoll, aber es war uns ja ebenso eingeschärft worden, dass die kirchlichen Vorschriften nicht nur vor der Kirche, sondern auch vor Gott verpflichten – mit der Begründung, dass Jesus zu den Aposteln gesagt hatte: „Wer euch hört, der hört mich!“ (Lk 10,16) und dass dieses Wort Jesu nun in vollem Umfang für das Lehramt der Kirche gelte. Hielt man sich also nicht an die Vorschrift, war nicht nur die Erlaubtheit, sondern die Gültigkeit in Frage gestellt. Wie wollte man das verantworten?

Ich habe damals in meiner Heimatpfarre einen frommen Priester erlebt, der auf diese Weise zum ängstlichen Skrupulanten geworden war und peinlichst genau darauf achtete, nur ja jede liturgische Vorschrift genauestens zu erfüllen.

Liturgische Bewegung und vorkonziliare päpstliche Teilreformen

Die Konstitution über die heilige Liturgie wurde vom Konzil am 4.12.1963 als erstes Dokument feierlich verabschiedet.

„Der Erfolg dieser Konstitution wäre aber nicht möglich gewesen ohne die bereits jahrzehntelang wirkende „Liturgische Bewegung“ und die damit verbundenen päpstlichen Teilreformen (Lesebuch Konzil, Seite 37)

Für engagierte Seelsorger war es bereits seit langem eine Frage, wie man bei der einzigen Gelegenheit, in der man die Gemeinde wenigstens zu einem größeren Teil beisammen hat, bei einer völlig im Zeremoniell erstarrten und wegen des Latein noch dazu in einer unverständlichen Sprache gefeierten Messe bleiben konnte. War dies nicht eine sinnlos vergebene seelsorgliche Chance?

Die im 17. Und 18. Jh. beginnenden Erneuerungsbestrebungen konnten sich nicht durchsetzen. Im 19. Jh. gab es einen Auftrieb durch vermehrtes Interesse an den Kirchenvätern, der Bibel und der Geschichte des frühen Christentums, sowie durch Erneuerung der Orden nach der Säkularisation und neue theologische Sichtweisen im Verständnis der Kirche.

Wegbereiter waren Benediktinerklöster (Solesmes in Frankreich, Beuron (Anselm Schott) und Maria Laach in Deutschland), die zwar zuerst die lateinische Liturgie, besonders den Gregorianischen Choral pflegten. Es kam aber dann auch zur Ausgabe der ersten zweisprachigen Volksmessbücher – etwa zum „Schott“.

Pius X. gab 1903 einen weiteren Anstoß durch sein Schreiben zur Kirchenmusik, in dem er in einer seelsorglichen Ausrichtung „die tätige Teilnahme“ der Gemeinde beim Gottesdienst forderte. Natürlich bei weitem noch nicht in unserem heutigen Verständnis, sondern durch Beteiligung am lateinischen Gregorianischen Choral. Das war immerhin ein Anfang, die klerikale Alleinvertretung und die vollständige Entmündigung der Laien aufzubrechen.

„Das Schlagwort der „tätigen Teilnahme“ (participatio actuosa) sollte zu einem Schlüsselbegriff der Liturgischen Erbneuerung

und der Liturgiekonstitution werden.“ (Lesebuch Konzil, Seite 39)

Ein wesentlicher Schritt für die Liturgische Bewegung erfolgte 1909 beim Katholikentag in Mecheln.

„Anlass dafür war das Referat des Benediktiners Lambert Beaudin und seine liturgische Situationsanalyse: Der Gottesdienst hätte seinen Gemeinschaftscharakter verloren, die Teilnahme der Gläubigen sei zu einer individuellen Frömmigkeitsübung verkommen. Liturgische Erneuerung müsse genau dort ansetzen.“ (Lesebuch Konzil, Seite 39)

Die Liturgische Bewegung blieb aber auf Belgien, Holland, Frankreich und den deutschen Sprachraum beschränkt.

Entscheidend mitgetragen wurde sie von der katholischen Jugendbewegung und den aus ihr hervorgehenden jungen Priestern.

Das veränderte Kirchenbild fand eine Bestätigung durch Papst Pius XII. in seiner 1943 erschienenen Enzyklika *Mystici Corporis*. Durch die Enzyklika *Mediator Dei* (1947), die zu den wichtigsten vorkonziliaren Texten gehört und in der Liturgiekonstitution mehrfach zitiert wird, wurde die Liturgische Bewegung endlich zu einer gesamtkirchlichen Angelegenheit.

Aus der Forderung zur Volksteilnahme innerhalb der tridentinischen Liturgie wurde inzwischen eine zur Reform der Liturgie überhaupt. Konkrete Schritte dazu waren u. a. die Herausgabe zweisprachiger Volksmessbücher (Schott) und die Neugestaltung der Oster- und Karwochenliturgie 1951 und 1955, Erlaubnis der Abendmesse an Sonntagen, die Lockerung des Nüchternheitsgebotes vor der Kommunion, Erlaubnis der Muttersprache vor allem bei Taufe, Eheschließung und Krankensalbung.

Das Volk darf sich endlich mehr und mehr beteiligen – das Volk freut sich?

Nicht geschlossen, denn Kirchenmusiker waren bereits anlässlich der Enzyklika über die Kirchenmusik (1955) und den nachfolgenden Instruktionen (1958) nicht erfreut. Es regte sich Widerstand. *„Aktive Teilnahme der Gemeinde – ja, aber bitte auf lateinisch, damit Choral und Orchestermesse nicht überprüft zu werden brauchen.“ (Pesch, Seite 114)*

Es ging aber wohl nicht nur um anstehende Überprüfungen, denn dass Psalmen im Gregorianischen Choral oder der Text in einer Mozartmesse in Deutsch nicht so klar klingen wie im prägnanten Latein, dürfte auch für einen musikalisch nicht besonders Geschulten hörbar sein.

Aus der langen Vorgeschichte der Konstitution über die Liturgie ist etwas Ermutigendes zu ersehen: Es lohnt sich, wenn helllichtige und engagierte Personen im einfachen Volk, in der Seelsorge, in der Theologie und in der Kirchenleitung die Bedürfnisse erkennen, Visionen entwickeln und sich durch Widerstände nicht davon abbringen lassen, diese zu verwirklichen.

Im *Jahrbuch der Diözese Linz – 2014* bietet Dr. *Monika Würthinger* unter dem Titel *„Diözese Linz – Vorreiterin der liturgischen Bewegung“* eine gute Übersicht über die Initiativen und deren Träger in unserer Diözese und die Auswirkungen auf Österreich und schließlich auf das Konzil.

Bis es soweit war...

Da man auf allen Ebenen weit von einer einheitlichen Vorstellung von Liturgie entfernt war, verwundert es nicht, dass sich ein intensives und langes Ringen um die letztendliche Textfassung entspann.

Es war ein umfangreiches Geschehen.

Wenn ich dabei wiederum auf so manche nicht gerade erbaulichen und rühmlichen Vorgangsweisen und Geschehnisse hinweise, so deshalb, damit umso deutlicher sichtbar wird, wie wesentlich und wichtig damals wie heute das Engagement jener war und ist, die imstande sind, Treue zum Anfang und Entwicklung auf die Zukunft hin in einer ganzheitlichen Sicht zu vereinen.

In Kürze:

Ein Viertel der eingegangenen 2.800 „Postulate“ betraf die Liturgie. Das Thema war offensichtlich vielen sehr wichtig.

Die Vorbereitungskommission war der Ritenkongregation zugeordnet. *„Deren Präfekt, Kardinal Gaetano Cicognani, ein erfahrener Kuriendiplomat, aber ohne Seelsorgserfahrung, war der Vorsitzende.“ (Pesch, Seite 116)*

Als ungemein engagierter Sekretär arbeitete der Lazaristenpater Annibale Bugnini. Er war Kreisen der Kurie ein solcher Dorn im Auge, „dass es selbst seinem Förderer Paul VI. nicht gelang, ihn vor allen innerkurialen Attacken zu schützen. 1975 gelang es sogar, ihn aus Rom zu entfernen und als apostolischen Delegaten nach Teheran abzuschicken.“ (Pesch, Seite 116)

Traditionalisten sehen in ihm den maßgeblichen liturgischen „Ruinierer“ der alten Liturgie.

Weil deutsche und französische Konzilsteilnehmer die meisten Erfahrungen hinsichtlich einer erneuerten Liturgie hatten, versuchte man, sie möglichst fernzuhalten.

Das gelang anfangs, später nicht mehr.

Der Vorbereitungskommission gehörten namhafte Theologen an, z.B. Romano Guardini (München) und J.A. Jungmann (Innsbruck), sowie der Linzer Bischof Franziskus Salesius Zauner, der mit 2.231 Stimmen in die Kommission gewählt worden war, der höchsten Zahl, die jemals ein gewähltes Mitglied einer Kommission erreichte.

Der endgültige Entwurf wurde am 1.2.1962 noch von Kardinal Cicognani – fünf Tage vor seinem Tod – unterschrieben.

Dann bemerkt Otto Hermann Pesch: „Was aber die Väter am 11. Oktober 1962 bei der Konzilsöffnung in die Hände bekamen, war – wieder einmal, beziehungsweise zeitlich zum erstenmal – nicht der von der Kommission verabschiedete Text, sondern ein auf Geheiß des neuen Präsidenten von einer geheim einberufenen Arbeitsgruppe revidierter Text.“ (Das Zweite Vatikanische Konzil, Seite 117)

Die Zentralkommission hatte entgegen der Geschäftsordnung eine „Kommission zur Verbesserung der Schemata“ gebildet. Der neue Vorsitzende der Liturgiekommission und Mitglieder der Zentralkommission gehörten zur Gruppe jener, die weitergehenden liturgischen Veränderungen ablehnend gegenüberstanden. Man nahm daher entsprechende Änderungen vor, die etwa durch Weglassungen oder andere Worte maßgeblich in die Vorlage eingriffen. So hieß es z.B. im ursprünglichen Text, die Bischöfe eines Sprachraumes sollten über die Verwendung der Volkssprache „bestimmen“ (*statuere*) und nun durften sie diesbezüglich nur noch der Kurie etwas „vorschlagen“

(*proponere*). Es war also von vornherein klar: Für die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse wird die Kurie sorgen. Es ist wohl keine ungerechtfertigte Unterstellung, wenn man hinsichtlich der Absicht dazusagt: Selbstverständlich nach ihrer Vorstellung.

Bischof Franz Zauner kannte als Mitglied der Vorbereitungskommission den ursprünglichen Text genau. Er verfasste einen sechsseitigen Bericht, um auf die folgenschweren Veränderungen aufmerksam zu machen.

Man merkt die Absicht und ist verstimmt, kann man auch zum Vorschlag sagen, dass die Vorlage wegen der nötigen gründlichen theologischen Begründung der Theologischen Kommission zugewiesen werden müsse, denn deren Chef war Kardinal Alfredo Ottaviani.

„Jedem war klar, was das bedeutet hätte“, bemerkt Pesch (Seite 117)

Wir erinnern uns: Bei der Generaldebatte hatte der Diskussionsleiter Kardinal Alfrink nach 17 Minuten Ottaviani das Mikrofon ausgeschaltet, weil er meinte, sich als Chef der Glaubenskongregation nicht an die allgemein gültige Redezeit halten zu müssen und auch nach Ermahnungen nicht ans Aufhören dachte.

Dass trotz der Verhinderungsversuche der Kurie dann doch den Beratungen der ursprüngliche Text zugrunde gelegt wurde, ist den Kardinälen Joseph Frings (Köln) und Julius Döpfner (München) zu verdanken.

Die Konzilsväter berieten intensiv vom 22.10. bis 14.11.1962 die Vorlage und billigten sie nach Abgabe von 180 Modi (Änderungsvorschlägen) mit großer Mehrheit als weitere Arbeitsgrundlage.

In 11 Unterkommissionen erfolgte die Ein- und Umarbeitung unter großen Spannungen zwischen Befürwortern und Gegnern einer umfassenden liturgischen Erneuerung.

Bei der Schlussabstimmung am 22.11.1963 erreichte die Vorlage bei nur 19 Nein- 2.158 Jastimmen und wurde bei der feierlichen Abstimmung am 4.12.1963 sogar mit nur 4 Nein- und 2.147 Jastimmen angenommen und von Paul VI. approbiert.

Damit endete die 400 Jahre dauernde Festlegung durch das Konzil von Trient.

Der Inhalt der Konstitution über die Heilige Liturgie – Sacrosanctum Concilium – und deren erweiterte Umsetzung in der Zeit nach dem Konzil

Wenn Du Dich für den gesamten Text incl. beigefügter Erklärungen interessiert, dann findest Du dies im „Lesebuch Konzil“ (Herausgeber Hubert Philipp Weber und Erhard Lesacher).

Ich beschränke mich auf eine Zusammenfassung der Aussagen, wie sie Otto Hermann Pesch in seinem Buch „Das Zweite Vatikanische Konzil“, Heinz Linnerz in „Das Konzil hat gesprochen“ und Bernhard Körner und Maria Unterberger in „Freudig und furchtlos – Das II. Vatikanische Konzil wieder lesen“ bieten und wir sie als Umsetzung nach dem Konzil erlebt haben und erleben.

Ebenso beschränke ich mich vorwiegend auf jene Aussagen, welche die Feier der Eucharistie betreffen.

In der folgenden Zusammenstellung ist auch nicht in allem genau unterschieden, was bereits ausdrücklich im Konziltext steht und was infolge der Umsetzung und Anwendung des Textes nach dem Konzil folgerichtig und erweiternd verändert wurde. Die Veränderungen werden als Ganzes betrachtet.

Die Muttersprache in der Liturgie

Dass letztendlich der Durchbruch dazu möglich wurde, war alles andere als selbstverständlich. Wir müssen uns nochmals die Ausgangslage ansehen.

Es gilt: Nur wer zurückblickt, kann die Entwicklung und das Ergebnis verstehen.

„Man hatte ja, wie gezeigt, schon im Vorhinein nichts unversucht gelassen, um dieses drohende „Verhängnis“ aufzuhalten, übrigens auch außerhalb der Konzilsvorbereitung.“ (Pesch, Seite 119)

Dazu gehörte:

1960 der von Johannes XXIII. zwar ohne Vorgabe für das Konzil in Kraft gesetzte neue Codex der liturgischen Vorschriften. Dessen Befürworter beabsichtigten aber sehr wohl, damit eine Liturgiereform überflüssig zu machen.

1961 die Neuausgabe des **lateinischen** Pontificale (für die bischöflichen liturgischen Handlungen).

1961 und 1962 die Neuausgabe des **lateinischen** Messbuches und Breviers.

1962 ein neu gefasster Ritus der Erwachsenentaufe.

Den Konzilsvätern sollte suggeriert werden: Schaut, die Reform ist bereits geschehen, wir brauchen keine weitere...!

Die Konzilsväter beschlossen hinsichtlich der Sprache zwar keinen radikalen Übergang vom Latein zur Muttersprache, ließen sich aber auch nicht auf ein Tabu des Lateins in der Liturgie festlegen.

Siehe da: Die Bischofskonferenzen dürfen nach dem endgültigen Text auch wieder wie ursprünglich vorgesehen „bestimmen“ (statuere) und nicht bloß „vorschlagen“ (proponere).

Am Unwahrscheinlichsten war ein Nachgeben der Bewahrer in Bezug auf die Feier der hl. Messe.

Um überhaupt eine Chance zu haben, die Verwendung der Muttersprache in der Liturgie, eben vor allem in der Messliturgie durchzubringen bzw. eine Spaltung mit den unnachgiebigen Bewahrern der alten Liturgie zu vermeiden, musste man zu einem Kompromiss bereit sein.

„So enthält der diesbezügliche Artikel 36 eine dreifache Einschränkung: Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll grundsätzlich erhalten bleiben (§1) – in welchem Ausmaß, wird nicht festgelegt. Mit anderen Worten: Den Gegnern wird die Fiktion zugestanden, dass Latein nach wie vor die offizielle Sprache der Westkirche ist.

Die Muttersprache wird in der Form einer doppelten Erlaubnis genehmigt: Es soll gestattet sein, ihr einen weiteren Raum zuzubilligen (§2). Es wird also erlaubt zu erlauben.

Schließlich soll sich die Muttersprache „besonders“ in den Lesungen, Hinweisen (Admonitiones), Fürbitten, Gebeten („Orationen“) und Gesängen (man denke an das deutsche Hochamt!) betätigen.

Mit anderen Worten: Der Kanon (= das Hochgebet) ist tabu... (Pesch, Seite 120)

Das war dennoch weit mehr, als man erhoffen konnte. Kaum jemand hatte auch nur im

Traum damit gerechnet, dass das Konzil so weit gehen und eine 400-jährige Festlegung weitgehend auflösen würde.

Bei den übrigen Sakramenten heißt es im Artikel 63: Es **soll** der Muttersprache größerer Raum gewährt werden. Da hatte Pius XII. bereits in diese Richtung manches vorbereitet. Beim Stundengebet entscheidet das Konzil im Artikel wieder enger: Es soll von Klerikern und Ordensleuten in Latein gebetet werden, aber die zuständigen Oberen dürfen auch das Beten in der Muttersprache erlauben.

Dass das Konzil sich für die Verwendung der Muttersprache entschied, liegt wesentlich in der grundlegenden Veränderung der theologischen Sichtweise: Liturgie ist „Quelle und Höhepunkt des ganzen Tuns der Kirche“, ist ihr zusammenfassendes Verkündigungshandeln, ist das Heilshandeln des gesamten Gottesvolkes. Daher muss der Gemeinde eine „tätige Teilnahme“ (*actuosa participatio*) ermöglicht werden.

„Wenn aber „tätige Teilnahme“, dann muss die Gemeinde alles verstehen, und zwar unmittelbar, nicht durch einen Dolmetsch. Und mehr als das. Wenn Verständlichkeit, dann müssen die Zeremonien sich ändern... Der Altar muss näher an das Volk... Es ist nur sinngemäß, wenn der Pfarrer bzw. der „Zeilebrant“ seine Gemeinde bei der Eucharistiefeier ansieht, sie also „zum Volk hin“ feiert... (Pesch, Seite 122)

Weil die liturgischen Texte überholte Anschauungen und Frömmigkeitsformen enthalten, müssen sie an die Notwendigkeiten der Kirche von heute angepasst werden...

Wie gesagt: Die wesentliche Änderung der Sichtweise bezüglich der Kirche erforderte von sich aus eine grundlegende Erneuerung der Liturgie.

Daher geht es auch nicht nur um die Feier in der Muttersprache, sondern um weitere Veränderungen.

Vom zelebrierenden Priester zur mit dem Priester feiernden Gemeinde

Eine wesentliche Änderung aufgrund der neuen Sichtweise von Kirche führt zum „Bewusstsein, dass die Gemeinde **Subjekt** der Liturgie ist und der Liturgie deren „Vorsitzen-

der“ und „Leiter“, nicht aber der solistische „Zeilebrant“ des Mysteriums vor der nur „beiwohnenden“ Gemeinde.“ (Pesch Seite 106)

Die neue Struktur der Messfeier ermöglicht statt des solistischen Tuns des Zeilebranten ein dialogisches und gemeinschaftliches Feiern der Gemeinde.

Dem Gemeinschaftscharakter der Messfeier entspricht auch die Einführung der Konzelebration statt der bis dahin gewohnten privaten Einzelmessen.

Während meiner Gymnasialzeit war es am Morgen in der Stiftskirche Kremsmünster das gewohnte Bild, dass an den vielen Seitenaltären die Patres einzeln mit je einem Ministranten ihre „stille Messe“ zum Altarbild gewendet „gelesen“ haben. Gerade darin zeigte sich besonders deutlich, wie weit man sich in der Eucharistiefeier vom Ursprung entfernt hatte.

Das korrespondierende neue Selbstverständnis des Priesters

„Er steht der Gemeinde zwar durchaus gegenüber, ist nicht nur „Bruder unter (Schwestern und) Brüdern“ oder gar Vollstrecker des Gemeindegewillens. Aber er steht nicht mehr „vermittelnd“, „zwischen“ Gott, Christus und der Gemeinde. Er ist Verkünder des Evangeliums. Von dem er genauso lebt wie die Gemeinde, und darum Diener, Verwalter, nicht Herr.“ (Pesch, Seite 106)

Damit verlässt das Konzil die im Laufe der Kirchengeschichte fortschreitende Überhöhung des Priesterbildes.

Die neue Blickrichtung des Priesters und der neue Standort für den Altar

Diese Änderung ist nach wie vor eine von Traditionalisten besonders heftig kritisierte und bekämpfte.

Der „Volksaltar“ scheint tatsächlich im Konziltext noch nicht auf, setzt sich aber nach dem Konzil aufgrund der veränderten theologischen, liturgischen und seelsorglichen Sichtweisen bald durch.

Der früheren und der neuen Regelung liegen gegensätzliche theologische Vorstellungen und Sichtweisen hinsichtlich Gott, dem

Kirchenvolk, der Stellung und dem Tun des Priesters, dem Wesen der Messfeier, der Aufgabe der Liturgie u.a. zugrunde. Wie Traditionalisten daher durchaus richtig feststellen, geht es bei weitem nicht bloß um äußerliche Veränderungen.

„An die Stelle vom pilgernden Volk Gottes, an dessen Spitze und in dessen Namen der Priester am Hochaltar vor Gott tritt, tritt die Vorstellung der um den auferstandenen Herrn versammelten Gemeinde.“ (Freudig und furchtlos, Seite 12)

Die ganze Gemeinde versammelt sich mit dem Priester und feiert Eucharistie mit dem im Wort der Heiligen Schrift und in den eucharistischen Gaben gegenwärtigen Herrn in der Mitte.

Besonders Papst Benedikt XVI. hat sich sehr bemüht nachzuweisen, dass die neue Liturgie keinen Bruch mit der seit dem Tridentinum geltenden darstelle. Eines seiner Argumente war, dass nicht falsch sein könne, was 400 Jahre lang allgemein gültig war. Ein weiteres Argument betraf die unter allen Umständen einzuhaltende Kontinuität der kirchlichen Lehre.

Es kann also nicht sein, was nicht sein darf? Die neue Liturgie ist aber tatsächlich keine lineare Fortsetzung oder bloß Modifizierung der alten, sondern teils eine Rückbesinnung auf ursprünglichere und ältere Sichtweisen und Formen der Liturgie und in manchem wirklich neu. Wäre es nicht so, hätten deren Gegner sie nicht so vehement bekämpft, den Text nicht mit allen Mitteln zu verhindern gesucht und sich nachher nicht bis zur Abspaltung von ihr distanziert.

Der Tisch des Wortes und der Tisch des Brotes

Der erste Teil der Messfeier war als Vormesse im tridentinischen Ritus deutlich dem Hauptteil untergeordnet, so sehr, dass man die Sonntagspflicht auch dann noch erfüllte, wenn man diesen Teil versäumte und erst zur Gabenbereitung in die Kirche kam.

In vielen Landpfarren war es fast selbstverständlich, dass viele Männer bis zum Ende der Predigt vor der Kirche stehen blieben, dort noch ihre Händel ausmachten und erst danach sich in die Kirche bequerten.

Das Konzil wandte dem Wort Gottes in der Heiligen Schrift wieder die ihm gebührende Beachtung als erstrangige Quelle der Verkündigung zu.

Der im tridentinischen Ritus in jedem Jahr sich wiederholende Zyklus derselben biblischen Texte bot nur einen sehr geringen Ausschnitt und damit auch nur eine sehr dürftige Grundlage für die Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt.

Die erneuerte Liturgie bietet nun mit einem Drei-Jahres-Zyklus und mit jeweils 2 Lesungen (AT + NT) eine wesentlich umfangreichere Darbietung der biblischen Texte.

Außerdem ermöglicht sie zusätzlich zur Eucharistiefeier Wortgottesdienste oder Wortgottesfeiern, die auch von Laien gestaltet werden können.

Die Befreiung der ursprünglichen Liturgie von den Überlagerungen

Das Konzil brachte eine neue „Sachlichkeit“ der Liturgie zustande.

Die ursprüngliche römische Liturgie war seit dem Mittelalter besonders durch fränkische Traditionen „angereichert“ worden – z.B. durch leise gesprochene Privatgebete des zelebrierenden Priesters während einiger Zeremonien.

Der weitgehende Wegfall des bisweilen theatralisch wirkenden Überbaues brachte wie bereits bemerkt „Sachlichkeit“.

Pesch bemerkt dazu: *„Die Folge ist, auf den ersten Blick, eine größere Nüchternheit, weniger Zeremoniell, mehr Zwanglosigkeit. Auch mehr Raum für Spontaneität – ein Stich ins Herz für alle Freunde des liturgischen „Mysterienspiels“.“ (Seite 107)*

Ich kann mich noch gut erinnern, wie traurig und besorgt mein damaliger Chef, Stadtpfarrer Karl Pilz in Schärding war. Er konnte nicht verstehen, wie das Konzil der Messfeier das „Mysterium“ wegnehmen konnte.

Dabei handelte es sich bei dieser Vorstellung von „Mysterium“ um ein großes Missverständnis der Liturgie. *„Hauptursachen jenes Missverständnisses waren: die Entwicklung zum Klerikergottesdienst und der Ausschluss der Gemeinde von der liturgischen Mitwirkung seit dem frühen Mittelalter; die antireformatorische Verfestigung gerade dieses Klerikergottesdienstes gegen die Wiedergewinnung*

des Gemeindegottesdienstes in der Reformation – denn mit Luther fängt die Gemeinde wieder im Gottesdienst selbst zu singen an.“ (Pesch, Seite 107)

Ganz lebendig erinnere ich mich noch an ein Tischgespräch damals im Pfarrhof Schärding, bei dem es um die Frage ging, warum denn bei der Messe die Leute nicht singen. In vielen Pfarren spielte der Organist die Orgel und dazu sangen ein paar Leute auf dem Chor. Das ebenerdige Volk betete derweil den Rosenkranz oder wohnte einfach schweigend bei.

Wir stellten fest, dass es einem Erkennungszeichen für einen evangelischen bzw. katholischen Gottesdienst gleichkam: Bei den Evangelischen singen die Leute, bei den Katholischen singt der Pfarrer das Amt, oben auf dem Chor singen zur Orgel ein paar Leute oder der Kirchenchor „führt eine Messe auf“ und das Volk lauscht oder betet still den Rosenkranz.

Von dem, was sich Jesus offensichtlich von der von ihm eingesetzten Gedächtnisfeier vorgestellt hatte und wie sie in den Gemeinden der ersten Jahrhunderte gefeiert wurde, war jedenfalls nur noch wenig zu erkennen.

Verminderung der Möglichkeit der Selbstdarstellung in der Liturgie

Erinnerung an den Dienst als Seminarist im Linzer Dom: Wenn die „Aufführung“ etwa einer Mozartmesse angekündigt war, dann saß ein großer Teil des „Publikums“, manche mit der Partitur in der Hand, andere mit dem Hut auf dem Kopf oder Zuckel lutschend da, beteiligte sich religiös an nichts und verschwand teilweise nach dem Agnus (dem letzten Stück des Ordinarius) wieder, denn der Kommuniongesang als Teil des von einem anderen Komponisten stammenden Propriums interessierte es nicht mehr – die Kommunion sowieso nicht.

An „gewöhnlichen“ Sonntagen hielt man vergeblich Ausschau nach diesen Leuten.

Wie tief die Vorstellung von einer Liturgie als „Aufführung“ der Kleriker und sonstigen Mitwirkenden trotz der deutlichen Sichtveränderungen durch das Konzil noch immer sitzt, zeigen die entsprechenden Ankündigungen oder Berichte in der Presse.

Ein ungelöstes Problem

In den vorhergehenden Ausführungen wurde mehrmals die veränderte Stellung des Priesters und der Gemeinde in der Liturgie aufgezeigt. Dazu sollten wir die kirchengeschichtliche Entwicklung noch etwas genauer ansehen.

„In der Tat hat die Liturgiereform sozusagen den altkirchlichen Gottesdienst wiederhergestellt, aber nicht die ganz offene Form des neutestamentlichen Gottesdienstes.“ (Pesch, Seite 127)

Die altkirchliche Liturgie ist zwar alt, aber entspricht bereits nicht mehr dem neutestamentlichen Gottesdienst.

„Denn die altkirchliche Liturgie ist in jedem Falle bereits ein Dokument dessen, was man die „Resazerdotalisierung“ des kirchlichen Amtes nennt, also die „Neuverpriesterlichung“.“ (Pesch, Seite 127)

Was war geschehen?

In den neutestamentlichen Schriften werden die kirchlichen Amtsträger mit weltlichen Namen bezeichnet – der Bischof als episkopos (als der, der die Aufsicht und somit die Verantwortung über die ganze Gemeinde hat), der Presbyter als presbyteros (als Senior, Ältester), der Diakon als diakonos (als Tischdiener, nach Apg. 6,1-7 für die Caritas zuständig).

Die Aufspaltung der Gemeinden in Laien und Kleriker beginnt zwar entgegen den Weisungen Jesu bereits im 1. Jahrhundert, aber es dauert doch noch eine Weile, bis die Liturgie nach und nach zur ziemlich alleinigen Sache der Priester wird.

Der Priester heißt im Griechischen hiereus, aber diese Amtsbezeichnung kommt in den neutestamentlichen Gemeinden nicht vor.

Erst spätestens ab dem 4. Jahrhundert, also seitdem das Christentum anfang, römische Staatsreligion zu werden, nennt man den kirchlichen Amtsträger Priester – hiereus.

In dieser Zeit wird aus dem ursprünglichen Gemeindegottesdienst eine von Priestern gestaltete Liturgie.

Der Rückgriff des Konzils erfolgte also nicht bis an den biblischen Anfang, sondern bis in die Zeit der Entstehung einer etablierten Priesterschaft.

„Die durch die Liturgiereform wiederhergestellten Gemeindegottesdienste sind die der

alten Kirche mit, scharf gesagt, einer bestimmten **Rolle** der Gemeinde, aber nicht mit der Gemeinde als **Subjekt**. Die Folge: Eine liturgische Kreativität der **heutigen** Gemeinde ist eigentlich nicht vorgesehen... Deshalb haben es Versuche, Liturgie ganz neu zu entwickeln, ungeheuer schwer... Das Postulat der Liturgiekonstitution, die Liturgie der modernen Welt anzupassen, vor allem in den Missionsländern, ist nur sehr unzureichend erfüllt worden.“ (Pesch, Seite 127)

Tatsache ist, dass derartige Bemühungen nach dem Konzil weitgehend bereits in Ansätzen abgewürgt wurden.

Die Kommunion unter beiden Gestalten wird endlich wieder möglich

Der „Laienkelch“ war eine der hauptsächlichsten Forderungen von reformatorischen Bewegungen.

Der Klerus mauerte und riskierte dafür Spaltungen und gewalttätige Ausbrüche wie etwa in Böhmen im 15. Jahrhundert zur Zeit der Hussiten.

Das Konzil öffnete den Empfang zwar nicht generell für alle und in jeder Eucharistiefeier, aber wenigstens für bestimmte Gelegenheiten.

Vorschläge statt Vorschriften

Schließlich nahm man auch Abschied von der früheren starren Reglementierung bis ins Kleinste und gestattete in einem bestimmten Rahmen die freie Formulierung innerhalb der Liturgie.

Der Priester kann oder soll sogar bei bestimmten Gelegenheiten „mit diesen oder ähnlichen Worten“ begrüßen, einladen, beten... Der im liturgischen Buch angegebene Text versteht sich daher bei diesen Gelegenheiten als Vorschlag und nicht als Vorschrift.

Ich denke, wer noch den liturgischen Alltag vor dem Konzil erlebt hat, kann bestätigen, was *Otto Hermann Pesch* bemerkt: „So kann ich nur von Herzen *Karl Rahner* zustimmen, wenn er am Ende seiner Einführung zur Liturgiekonstitution sagt, die Liturgiereform brachte, was zahllose Katholiken seit langem

ersehnt hatten – und doch war es letztlich ein ganz unerwartetes Geschenk.“ (Seite 126)

Um das herauszustreichen habe ich mich bemüht, Dir die Vorgeschichte, die Begleitumstände und den Werdegang des Konzilsdokumentes und auch die folgende erweiterte Umsetzung zu schildern.

Alles in allem war es ein ganz unerwartetes Geschenk – und wir sollten es heute nicht einfach ohne dankbare Erinnerung als selbstverständlich abtun, sondern die gegebenen, aber noch nicht ausgeschöpften liturgischen Gestaltungsmöglichkeiten nützen.

Es ging leider vieles nicht im Sinn der Konzilsbeschlüsse weiter

Die Ursache dafür lag vor allem bei der Kurie, aber auch bei den Konzilsvätern selbst.

Bischof Franz Zauner war zum Schluss sehr froh und zufrieden über das Erreichte. Er betonte, dass er nie daran gedacht habe, dass so einschneidende Veränderungen möglich würden, und er war überzeugt, dass die Konstitution auf alle zukünftigen Erfordernisse angewandt werden könne.

Offensichtlich übersahen aber er und die so erfreuten Konzilsväter alle miteinander, dass dieselben Leute in der Kurie bei der Umsetzung der Beschlüsse das Sagen hatten und behielten, die gegen die Veränderung waren, aber nicht zum Zug gekommen waren. Weil sie das übersahen oder gutgläubig übergingen und sich nicht das Vollzugsrecht sicherten, zeitigte dies jene Folgen, unter denen heute die Bischöfe selbst und letztlich alle, denen Reformen am Herzen liegen, zu leiden haben.

Die Leute der Kurie warteten mit der Rückführung auf ihre Ansichten nicht einmal das Ende des Konzils ab.

Die Einschränkungen zeigten sich bereits im Motu proprio „Sacram Liturgiam“, veröffentlicht im Osservatore Romano vom 25.1.1964

In diesem Motu proprio war u.a. das Recht der Bischofskonferenzen auf die Approbation von Übersetzungen in die Volkssprache wieder zurückgenommen worden.

Es gab Proteste seitens vieler Bischöfe aus Deutschland, Österreich, Italien, und Spanien.

Dr. Monika Würthinger bemerkt dazu: *Besonders reagierte wiederum Bischof Zauner: „Wir Bischöfe und Konzilsväter sind bestürzt,*

dass man schon so kurze Zeit nach der offiziellen Approbation der Konstitution von Seiten der Kurie oder ihrer näheren Umgebung am Zentralismus festhält und mit allen Mitteln jede Dezentralisation bekämpft... Die Approbation der biblischen und liturgischen Texte in der Volkssprache war immer schon ein Vorrecht der Bischöfe... Wir Bischöfe können auch in Zukunft nicht darauf vertrauen, obschon es durch ein klares Konzilsrecht festgelegt worden ist, dass dieses Recht nicht von der Kurie geändert wird.“

Tatsächlich gelang es dem Sekretär des Consilium, unter Berufung auf die eingegangenen Proteste zu erreichen, dass 20 Punkte des Motu proprio geändert wurden. (Jahrbuch der Diözese Linz 2014, Seite 52f)

Zu den vom Konzil den Bischofskonferenzen zugebilligten entscheidenden rechtlichen Kompetenzen schreibt sie: Diese wurden übrigens bereits kurz nach dem Konzil scheinbar von Rom wieder zurückgenommen und scheinen im neuen CIC 1983 nicht mehr auf. (Seite 52)

Inzwischen sind wir so weit weg von den Vorstellungen des Konzils und der römische Zentralismus hat sich derart weiterentwickelt, dass die römische Zentrale nicht einmal die Ortsbischöfe für die derzeit in Arbeit befindlichen neuen Übersetzungen der liturgischen Texte einbezog, geschweige denn die seelsorgliche Basis vorher befragte oder gar mitarbeiten ließ.

Es war auch von Anfang an vor der definitiven Ausgabe kein Vorabdruck zu einer möglichen Durchsicht seitens derer, die dann damit arbeiten müssen, vorgesehen. Rom weiß und kann ja schließlich alles allein und auch besser. Wirklich?

Und der äußerst fragwürdige „Erfolg“ dieses engstirnigen Vorgehens?

In „Kirche in“ (Nr. 9/2013) war zur Aufnahme des bereits ausgelieferten englischen Messbuches zu lesen: Nach Angaben des emeritierten Vorsitzenden der Liturgiekommission der US-Bischofskonferenz, Bischof Donald Walter Trautmann, ist die große Mehrheit der katholischen Priester in den Vereinigten Staaten mit der Neuübersetzung höchst unzufrieden. „Beinahe 80 Prozent lehnen sie ab“, erklärte Trautmann, ein Schüler Karl Rahners, und meinte, die US-Bischöfe

müssten sich das „zu Herzen nehmen“. Bedauerlicherweise habe man auf die Seelsorger nicht gehört.

Das war mir nichts Neues, denn bereits im Frühjahr berichtete mir Santhosh bei seinem Besuch, dass man auch in Indien die englische Ausgabe als schlechte und in der Praxis kaum brauchbare Übersetzung betrachte.

Von der deutschen Übersetzung ist dasselbe zu befürchten.

Bischof Franz Zauner hatte Recht, wenn er voraussah, die Bischöfe könnten in die Kurie kein Vertrauen haben, dass sie sich an die Beschlüsse des Konzils halten werde.

Meine ausführliche Auseinandersetzung soll nicht mit diesem zornigen, traurigen oder resignierten Blick auf das derzeitige Geschehen enden, sondern mit einem Blick zurück an den so hoffnungsvollen Anfang.

Er zeigt uns, dass es anders besser geht, und dass wir trotz allem entschieden die Anstöße des Konzils geltend machen und weiter entwickeln sollten.

Als junger Kaplan kaufte ich mir das Büchlein „Kiebitz beim Konzil“, in dem der englische Journalist Bernard Basset 1963 gleich nach der zweiten Sitzungsperiode, bei der die Erneuerung der Liturgie beschlossen worden war, seine Erlebnisse niederschrieb.

Unter dem Titel „Die letzte Messe“ berichtet er:

In einer so konservativen Stadt wie Rom endete das Konzil mit einer großen Sensation; denn statt der üblichen Polyphonie eines Palestrina oder Bartolucci hörte man am Samstag bei der Schlussmesse die Choralmesse „de Angelis“.

Nachdem das offizielle Programm der polyphonen Musik, die der Sixtinische Chor singen sollte, bekanntgegeben war, wurde aus der Mitte der Konzilsväter der sehnliche Wunsch geäußert, die Messe selbst zu singen. Der Generalsekretär, Monsignore Felici, kündigte diesen Wunsch am Freitag in der Konzilsversammlung an, und der Applaus, der daraufhin erfolgte, ließ deutlich erkennen, was das Konzil davon hielt.

Anstelle des Sixtinischen Chores stand also der Gregorianische Chor von San Anselmo unweit der prächtig gekleideten Statue des hl. Petrus auf der Epistelseite des Chores. Ein Benediktinermönch bestieg die Konzilsrostra,

um den Chor der Bischöfe in der Missa de Angelis zu dirigieren.

Eine Woge stauender Begeisterung ging durch die überfüllte Basilika, und viele, die seit Jahren Pontifikalämtern beiwohnten, rieben sich nicht nur die Augen, sondern erhoben auch begeistert die Stimme. Der Chorgesang konnte sich wahrlich hören lassen, und eine Messe, die normalerweise zwei Stunden gedauert hätte, wurde mit größter Anmut und Würde in einer Stunde beendet.

Dieser plötzliche Wandel der Ansichten in Rom mag viele Ursachen haben, vor allem aber in der Unzufriedenheit gründen, die nach der prachtvollen Eröffnungsmesse zum Ausdruck kam. Bei jener großartigen Feier, bei der alle Bischöfe der Welt zugegen waren, hatte die Versammlung kaum einen Ton gesungen.

Die Ansichten der Bischöfe änderten sich durch die tägliche Erfahrung der gemeinsamen Messe während des Konzils, bei der alle Bischöfe spontan respondierten. Viele Bischöfe äußerten während und nach dem Konzil in Rundfunkansprachen ihre persönliche Freude und Befriedigung über diese gemeinsame Übung. Die Messe wurde in vielerlei Formen gefeiert, der amtierende Priester stand zur Gemeinde gewandt, und die Messe war, was sie sein sollte, der einigende Akt des gesamten Konzils. Die Liturgie, mit der die Konzilsväter sich einen Monat lang befassten, wurde auch von ihnen gelebt...

Also sangen die Konzilsväter wie aus einem Munde die letzte Messe der Konzilssession, und alle, die Rom und seine Überlieferungen kennen, sahen darin eine höchst bedeutungsvolle liturgische Umwälzung. Leider ist so etwas nur möglich, wenn eine große Anzahl von Bischöfen und Pilgern anwesend ist. Die normale römische Gemeinde ist noch nicht in der Lage, auch nur einen Ton zu singen.

Wäre Bernard Basset bei uns gewesen, so hätte er erlebt, dass man bei uns schon längst die „Gemeinschaftsmesse“ feierte und somit Rom bereits weit voraus war. Bischof Franz Zauner hatte eben nicht zufällig die meisten beim Konzil an einen Konzilsvater vergebenen Stimmen bei der Wahl als Kommissionsmitglied in der Liturgiekommission bekommen.

Statt in falscher Unterwürfigkeit immer nur auf Erlaubnisse aus Rom zu warten oder von dort kommende unbrauchbare Übersetzungen

und dergleichen widerspruchslos zu akzeptieren, könnten wir doch auch heute wieder Vorreiter für ein Aggiornamento und eine Weiterentwicklung sein.

Lassen wir uns von der Hoffnung beflügeln!
Roma locuta, causa finita – Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt!

Nicht unbedingt. Rom hat schon zu vielem gesprochen und die Sache war damit noch längst nicht erledigt.

So besteht immer Hoffnung, dass so manches auch von dem, was man heute als abgeschlossen und erledigt ausgibt, sich früher oder später dennoch ändern wird.

Es braucht dazu aber risikofreudige Menschen, die trotz aller Widrigkeiten die Hoffnung und das damit verbundene Engagement nicht aufgeben.

*Immer wieder muss ich staunen,
wie kraftvoll und widerständig
die Hoffnung ist.*

*Wie viele Erschütterungen muss sie aushalten,
wie viele Infragestellungen,
wie oft wird sie durchkreuzt,
verschüttet, zertreten.*

*Trotz allem:
Hoffnung steht wieder auf.
Hoffnung schlägt noch in der schmalsten Ritze,
im kargsten Winkel Wurzeln
und durchbricht zuweilen
harten Boden.*

*Wo wir Hoffnung in uns tragen –
und sei sie noch so zerzaust
von den Stürmen des Lebens –
da sind schöpferische Kräfte in uns am Werk,
die uns befähigen,
uns dem Leben immer wieder und wieder zu
stellen,
trotz aller Mängel,
trotz allem,
was uns Kummer macht
und lähmende Kraft
auf uns ausüben will.
(Antje Sabine Naegeli)*

Das Leben als solches und vieles im Leben ist uns als Einzelne und als Gemeinschaft und darum auch der Kirche im Kleinen und im

Großen teils vorgegeben, teils aufgegeben. Entscheidend ist immer wieder, wie wir mit dem Vorgegebenen umgehen und was wir daraus machen.

Möge Gottes Geist uns Weisheit und Kraft geben!

Dein Bruder



Termine

SAMSTAG, 16.11., 19:30 Uhr: Mehrzweckhalle Brunnenthal (Volksschule):

Auf dem JERUSALEMWEG – Filmdoku einer außergewöhnlichen 6-monatigen

Pilgerreise: David Zwilling, Otto Klär und Johannes Aschauer berichten von ihrem Erlebnissen auf ihrem Fußmarsch von Österreich nach Jerusalem.

Eintritt: freiwillige Spenden (Der Erlös aus der Bewirtung kommt dem Hilfsfonds zugute).

Diejenigen, die den Vortrag bereits gehört haben, sind ausnahmslos begeistert. Wir freuen uns, wenn Ihr Euch an diesem Abend Zeit nehmt und auch in Eurem Bekanntenkreis Werbung für die Veranstaltung macht.

SONNTAG, 17.11., 9:00 – 16:30 Uhr VOLKSSCHULE / MEHRZWECKHALLE BRUNNENTHAL

PFARRCAFÉ zugunsten des Hilfsfonds: 9:00 Uhr Festgottesdienst im Turnsaal / Frühschoppen / 14:30 Uhr Kindermusical: Unsere Reise auf den Mond. Der ERLÖS dient zur Finanzierung unserer Hilfsprojekte in aller Welt.

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: Jeden 2. Freitag im Monat um 19:30 Uhr

Reisen

7. – 16. Juni: Usbekistan

6. – 16. Juli: Mittel- und Nordengland

23. – 30. August: Eifel – Mosel – Mittelrhein

Das vollständige Reiseprogramm und das Anmeldeformular sind auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal (www.pfarre.brunnenthal.at oder einfach pfarre brunnenthal) einzusehen und abrufbar.

Wir schicken sie auch gerne per Post zu.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8
pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue